Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 126 Bromberg, den 11. Dezember 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(18. Fortsetzung.)

Am anderen Morgen um 7 Uhr früh erschien der Kapitän selber vor der Kabine von Sanders. Dieser sprang auf und öffnete.

Der Japaner bat vielmals um Entschuldigung wegen der frühen Störung. Aber es sei Eile nötig. Bei Tagesanbruch wäre der französische Dampfer wieder erschienen, dieses Mal in bedrohlicher Nähe, so daß seine bösen Absichten wahrscheinlich würden. Er stellte daher den Mitgliedern der Expedition anheim, die verabredete Verkleidung vorzunehmen.

Auch die übrigen Teilnehmer wurden verständigt, und kurze Zeit später versammelten sich alle im kleinen Damensalon, wo die chinesischen Künstler ihrer harrten. Da einige Mitglieder der Truppe Englisch verstanden, war das Nötigste schnell besprochen. Während sich die Männer gemeinsam umkleideten, sollte Linda durch die Stewardeß und eine chinesische Friseurin in ihrer Kabine in eine Japanerin verwandelt werden.

Nach einer Stunde war fast alles vollendet, nur die letzten Schminkstriche mußten noch angelegt werden. Mehrere der jungen Ingenieure mit allzu ausgesprochenem europäischen Gesichtsschnitt erhielten zur weiteren Unkenntlichmachung chinesische Kleidung, die übrigen behielten die ihrige. Nur die Gesichter wurden gelb geschminkt, die Augenbrauen spitz nachgezogen und die Haare mit abwaschbarer Tusche schwarz gefärbt.

Da ertönte ein entfernter Schuß. Rasch gab Sanders noch ein paar Instruktionen: Falls die Franzosen an Bord kämen, sich möglichst wenig zeigen, nicht miteinander sprechen, das Benehmen der übrigen asiatischen Passagiere nachahmen. Dann begab er sich mit Stratoff an Deck. Linda sollte in ihrer Kabine bleiben.

Auf dem Promenadendeck an Steuerbord stand dicht gedrängt die Mehrzahl der Passagiere. Die beiden neugebackenen Japaner mischten sich unter die Neugierigen. Aus rasch geworfenen musternden Blicken merkten sie, daß ihre Verkleidung von den meisten Ostasiaten durchschaut wurde. Aber kein irgendwie auffallendes Erstaunen oder gar unverfrorenes Betrachten belästigte sie.

Jetzt trat ein junger Schiffsoffizier heran und teilte ihnen mit, er sei vom Kapitän beauftragt, sich zu ihrer Unterstützung in der Nähe zu halten.

Die Nagasaki hatte gestoppt und glitt nur noch langsam vorwärts. Da tauchte rechts rückwärts in ziemlicher Nähe ein großer Dampfer mit drei Schornsteinen auf, der bisher durch das Heck des Japaners den Blicken von Sanders und Stratoff verdeckt war. Als er auf etwa 500 Meter neben der Nagasaki lag, wurde ein Boot zu Wasser gelassen, das mit schnellen Ruderschlägen näherkam.

Der japanische Offizier bedeutete Sanders und Stratoff, ihm zu folgen. Dann führte er sie in die Steuermannskabine, von wo sie alle Vorgänge auf der Kommandobrücke wahrzunehmen vermochten.

Hier erschien alsbald ein französischer Seeoffizier, von zwei Japanern begleitet. In korrekter Haltung ging er auf den Kapitän zu, legte die Hand an die Mütze und meldete:

„Oberleutnant Mangin vom Kriegsschiff Infernet der französischen Republik."

Der Kapitän reichte ihm die Hand, tat aber, als ob er kein Französisch verstände. Einer der japanischen Offiziere machte den Dolmetscher.

„Was verschafft mir die außerordentliche Ehre, einen tapferen Vertreter der hochberühmten französischen Marine bei uns begrüßen zu dürfen?" fragte der Kapitän.

„Der Kommandant des Kreuzers Inferent hat mich beauftragt, Sie zu bitten, uns eine Durchsuchung Ihres Schiffes gestatten zu wollen."

„Ich weiß die außerordentliche Ehre Ihres Besuches zu schätzen", sagte der Japaner. „Mit Vergnügen werde ich Ihnen mein Schiff zeigen."

„Zu meinem Bedauern muß ich Sie darauf hinweisen, daß ich leider Ihr Schiff dienstlich durchsuchen lassen muß."

Der Japaner verzog keine Miene, sondern behielt sein verbindliches Lächeln bei.

„Darf ich die Gründe dieses außerordentlichen Verfahrens wissen?"

„Wir vermuten Konterbande bei Ihnen."

„Soviel mir bekannt ist, führt das glorreiche Frankreich augenblicklich mit keinem Staate Krieg."

„Krieg führen wir allerdings nicht", entgegnete der Franzose. „Aber mit unserem alten gemeinsamen Gegner Deutschland befinden wir uns immer noch in einer Art von latentem Kriegszustand. Wir haben nun die begründete Vermutung, daß sich auf der Nagasaki eine Anzahl Deutscher befindet, die sich gegen Frankreich vergangen haben und die ein Flugzeug namens Schwalbe bei sich führen, auf das Frankreich Ansprüche erhebt."

„Ich weiß von keinem Deutschen an Bord", sagte der Japaner. „Sie können meine Schiffslisten einsehen."

Der Franzose wurde dringlich.

„Daß in Ihren Listen nichts zu finden ist, halte ich für möglich. Um so mehr muß ich auf einer genauen Untersuchung des ganzen Schiffes bestehen. Außerdem ersuche ich Sie, sofort jeden funkentelegraphischen Verkehr einzustellen."

„Wir befördern dringende Privattelegramme nach Tokio, die ich nicht ohne Grund verzögern kann."

„Der Grund ist vorhanden", sagte der Franzose. „Befehl meines Kommandanten."

„Mir hat außer meinem Schiffsreeder nur Seine Majestät der Mikado zu befehlen."

„Dann mache ich Sie auf die Folgen aufmerksam."

„Worin würden diese bestehen?"

„Wir lassen ein größeres Kommando an Bord der Nagasaki gehen, das die Apparate besetzt und die Durchsuchung vornimmt."

Der Kapitän beauftragte seinen Ersten Offizier mit einem Befehl. Er selber verharrte schweigend mit festgefrorenem Lächeln. Der Offizier kam zurück.

„Ist die Funkentelegraphie eingestellt?" fragte der Franzose.

„Es wird sofort geschehen."

Vom französischen Kreuzer her erfolgte ein neuer Kanonenschuß.

„Sie müssen sofort mit Telegraphieren aufhören", rief der Franzose erregt.

„Es geschieht bereits", sagte der Japaner.

Ein neuer Schuß des Infernet erfolgte, gleich darauf ein weiterer. Fünfzig Meter vor der Nagasaki spritzte eine haushohe Wassersäule auf.

Jetzt schrie der Franzose:

„Stellen Sie sofort das Telegraphieren ein, oder Sie werden beschossen."

Der Japaner verzog keine Miene. Nur sein liebenswürdiges Lächeln war verschwunden. Ein Matrose kam und brachte eine Meldung. Der Japaner wandte sich an den französischen Offizier:

„Sie haben Glück. Das letzte wichtige Telegramm ist abgegangen."

„Warum soll das ein Glück für mich sein?" fragte der Franzose argwöhnisch.

„Weil ich sonst weiter telegraphiert hätte. Dann würde Ihr Schiff vielleicht geschossen haben, und Frankreich wäre in eine sehr unangenehme Lage gekommen."

„Frankreich wird aus jeder noch so unangenehmen Lage einen würdigen und ehrenvollen Ausgang finden. Es gibt niemand in der Welt, den wir zu fürchten brauchen, solange wir auf dem Boden des Rechts stehen. Darf ich Sie jetzt bitten, mir und meinen Leuten die Untersuchung Ihres Schiffes zu gestatten?"

„Ich kann niemals etwas gestatten, was der Würde Nippons zuwider ist."

„Also Sie weigern sich?"

Der Japaner lächelte verbindlich, ohne eine weitere Antwort zu geben.

„Dann ist mein Auftrag beendet," sagte der Franzose, sich verbeugend. „Das Weitere wird sich zeigen."

Raschen Schrittes verließ er die Kommandobrücke und fuhr gleich darauf mit seinem Boote ab.

„Was wird geschehen?" fragte Stratoff seinen japanischen Begleiter.

„Sie werden mit einem größeren Kommando wiederkommen und die Maru durchsuchen."

„Und wenn sie uns finden?"

„Man muß Zeit gewinnen. Unser Kapitän weiß, was er tut."

„Müssen Sie sich denn alles von diesen Franzosen gefallen lassen?" fragte Sanders.

Der Japaner zuckte mit den Achseln.

Nach kaum zwanzig Minuten näherten sich fünf Boote mit französischen Matrosen der Nagasaki, die jetzt in kaum bewegten Wasser ganz still lag. Sie erkletterten das Deck. Der Führer, ein älterer Offizier, fragte nach dem Kommandanten. Niemand antwortete. Auch alles Rufen nach dem Dolmetscher war vergebens, und auf der Kommandobrücke befand sich ein Offizier, der nicht Französisch verstand.

Einen Augenblick beratschlagten die französischen Offiziere, worauf der Führer kurze Befehle gab. Das Kommando verteilte sich. Funkenstation, Steuerhaus und Kommandobrücke wurden besetzt, die ganze erste Kajüte abgesperrt. Dann begann ein Verhör aller auf Deck befindlichen Passagiere, dem ein Durchsuchen der Kabinen folgen sollte.

Sanders, Stratoff und ihr japanischer Begleiter standen unter der Menge, die voll neugierigen Erstaunens die Vorgänge kritisierte. Das Verhör gestaltete sich recht schwierig, da keiner der Ostasiaten Französisch oder Englisch verstehen wollte. Zwei verdächtig erscheinende Inder verhafteten die Franzosen.

Nach mehreren Stunden erst kam Stratoff an die Reihe. Sein Paß schien in Ordnung, sein Kalmückengesicht bot nichts Auffälliges. Anders bei Sanders. Ein französischer Maat feuchtete heimlich sein Taschentuch an und fuhr ihm unvermutet über das Gesicht. Triumphierend zeigte er seinem Offizier die Schminke, die das Taschentuch gelb gefärbt hatte.

Sanders wurde ergriffen und leugnete nicht weiter. Dagegen verweigerte er jede Auskunft über seine Kameraden.

Plötzlich durchdrang ein leises Zittern den Dampfer. Die Maschinen gingen an, die Turbinen drehten, und langsam setzte die Maru sich in Bewegung.

„Was ist los?" schrie der französische Offizier.

Wie aus dem Boden gezaubert stand der japanische Kapitän vor ihm.

„Das will ich Ihnen sagen, mein verehrter Herr Kamerad", sagte der Japaner im fließenden Französisch. „Der Panzerkreuzer Seiner Majestät Kurama hat unsere Telegramme aufgenommen und unterhält sich soeben durch Funkspruch mit dem Infernet. Ich beeile mich daher, der Kurama entgegenzufahren, um seine Befehle, die für mich allein Geltung haben, auszuführen."

Er deutete nach Westen, wo starke Rauchwolken eines eilends herannahenden großen Schiffes sichtbar waren.

„Lassen Sie bitte sofort stoppen, damit wir von Bord gehen können", rief der Franzose erregt.

„Es tut mir aufrichtig leid, Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen. Ich erhielt vom Kurama einen Funkspruch, der mir befiehlt, Sie alle mit mir nach Tokio zu nehmen. Dort wird man Sie dem französischen Konsulat zur Verfügung stellen."

„Eine derartige Beleidigung werden wir nicht auf uns sitzen lassen", schrie der Franzose. „Wie konnten Sie überhaupt ein Telegramm empfangen, wo wir die Funkenstation besetzt halten?"

„Ich erlaubte mir bei Annäherung der Kurama, Ihre Leute durch freundliche Überredung zu veranlassen, sich auf kurze Zeit in eine sichere Kabine zu begeben."

„Sie haben französische Seeleute widerrechtlich und mit Gewalt eingesperrt", brüllte der Franzose.

„Ich hoffe, daß es ohne Gewalt ging, und vermute, daß es nicht widerrechtlich war", sagte der Japaner, höflich lächelnd.

Unterdessen war die Nagasaki bereits in rasche Fahrt gekommen. Der Franzose sah sich nach seinem Kreuzer um, der langsam folgte.

„Warum schießen die Unseren nicht?" rief er ratlos.

„Weil eine Salve der Kurama Ihren Infernet in viertausend Meter Tiefe befördern würde", sagte der japanische Kapitän. „Ich bitte Sie, Herr Kamerad, sich in die Funkenstation begeben zu wollen. Von dort können Sie mit Ihrem Kommandanten sprechen."

Wutschnaubend rannte der Franzose ab.

*

In der Downing Street Londons liegt ein prächtiger Renaissancebau, wo die Fäden der hohen Politik des weltumfassenden Inselreiches zusammenlaufen. Hier, in einem mit solider Pracht eingerichteten Raume des Foreign Office, hatte der Leiter der englischen Außenpolitik den Admiralitätslord und den Chef des Generalstabes zu einer Besprechung gebeten.

Das markante, glattrasierte Gesicht des Ministers zeigte die gesunde, rotbraune Farbe, ein Zeichen seiner eifrigen Tätigkeit auf dem Golf Links und der Jagd auf die Moorhühner des schottischen Hochlandes. Sein Leben war dem Sport geweiht, und auch die Politik betrieb er sportsmäßig. Wenn er arbeitete, so geschah es mit höchster Intensität, aber niemals bis zur Ermüdung. „In jedem Sport schadet das Überpacen", war sein Wahlspruch. So erhielt er sich stets frisch und elastisch.

Als die beiden Militärs Platz genommen hatten, steckte er zunächst etwas umständlich seine kurze Shagpfeife in Brand, worauf er begann:

„Ich bat Sie zu dieser streng vertraulichen Unterredung, weil einige Nachrichten einliefen, die unser Interesse zu erregen imstande sind."

Er machte ein Dutzend schneller Züge aus seiner Pfeife, um sie gebührend anzufeuern, dann fuhr er fort:

„Der französisch-japanische Zwischenfall ist Ihnen aus den Morgenblätern bekannt. Unser Botschafter aus Tokio meldete dazu folgende Ergänzungen:

Trotz aller Drohungen des französischen Kreuzers zwangen die Japaner die französische Prisenmannschaft, die sich an Bord der „Nagasaki" begeben hatte, auf diesem Schiff zu bleiben und die Fahrt nach Japan fortzusetzen. Die bedrohliche Nähe des japanischen Panzerkreuzers „Kurama" hielt die Franzosen von jeder Tätlichkeit ab. Gestern nachmittag landete der japanische Passagierdampfer in Tokio, wo die französischen Seeleute unter dem Johlen einer großen Volksmenge in ihr Konsulat verbracht wurden.

Dieses ist der kurze Sachverhalt. Was daraus folgen wird, werden wir bald wissen." Er wandte sich an den Chef des Generalstabes: „Ich frage Sie nun, meine Herren, welche Folgerungen wir aus der zu erwartenden Mißstimmung zwischen unseren ehemaligen Verbündeten ziehen sollen?"

„Frankreich legt sich selber die Schlinge immer fester um den Hals", sagte der Generalstabschef. „Bald ist es so weit, daß wir sie endgültig zuziehen können, ohne daß ein einziger Staat uns daran hindern wird."

„Wir müssen den passendsten Augenblick abwarten", meinte der Minister vorsichtig. „Englands Mühlen mahlen langsam, aber sicher. Sind wir der ungeheuren Macht Frankreichs gewachsen? Denken Sie an die Luftflotte, an die Unterseeboote, an das gewaltige französische Heer! Denn den ersten Stoß müssen wir allein führen. Dann erst werden die anderen nachkommen, uns zu helfen."

„Binnen 48 Stunden ist Frankreichs Flotte vom Ozean fortgefegt", sagte der Lord-Admiral.

„Ich glaube, daß auch der Landkrieg zum schnellen Ende führen wird", fügte der General hinzu. „Deutschlands Bevölkerung ist der Frankreichs um fast ein Drittel überlegen. Und alles, was den Deutschen an Bewaffnung und Ausrüstung fehlt, werden wir ihnen verschaffen. Bereits jetzt sind wir imstande, mit unseren Reservevorräten ein fremdes Vier-Millionen-Heer aufzustellen. Noch ein Jahr weiter, und wir können die doppelte Menge liefern."

„Also in einm Jahre geht es los", sagte der Lord mit finsterer Verbissenheit.

„Das habe ich nicht gesagt," rief der Minister rasch. „Aber ich bitte Sie, meine Herren, sich auf jeden möglichen Fall vorzubereiten. Zu diesem Zwecke ersuche ich die Admiralität, mir einen detaillierten Plan vorzulegen, wie sie sich einen kombinierten Angriff der Über- und Unterseeflotte in Ver-

bindung mit den Luftstreitkräften denkt. Desgleichen erbitte ich vom Generalstab einen Feldzugsplan zu Lande. Hierbei stelle ich zur Erwägung, ob es nicht vielleicht vorteilhafter ist, wenn Deutschland zunächst streng neutral bleibt. Wir können dann in aller Ruhe die Bewaffnung und Ausrüstung der deutschen Armee in die Wege leiten. Sobald dieses vollendet ist, fährt unsere Transportflotte mit der englischen Armee ab und landet in den deutschen Nordseehäfen. Die Deutschen haben unterdessen zur Wahrung ihrer Neutralität eine stark befestigte Stellung in einiger Entfernung von der neutralen Zone ausgehoben, hinter der wir unseren Aufmarsch bewerkstelligen. Glückt dieser Plan, dann halte ich Frankreichs Niederwerfung in wenigen Wochen für sicher."

(Fortsetzung folgt.)

Die Blumenfrau des Rajah.

Indische Skizze von Friedrich Franz von Conring.

In höchster Erregung, jedes Wort in sich einsaugend, saß Hall da und bangte um den Ausgang des Prozesses.

Nicht als Angeklagter, nicht als Staatsanwalt und nicht als Geschädigter, aber als derjenige, der als Polizeibeamter in das Wespennest gefaßt. Es fragte sich nun, ob er fest genug zugepackt. Hatte er das nicht getan, so waren alle seine Hoffnungen vernichtet, in Indien in eine höhere Stellung zu kommen und damit seine Braut, die seiner in England harrte, heimzuführen.

Er war ein herzensguter Mensch und wünschte niemand den Tod. Diese Freveltat aber forderte Sühne. Hier war eine Gelegenheit, einem Rajah zu zeigen, daß es noch einen höheren Willen gab wie den seinigen — den des Gesetzes.

Hall musterte von neuem wie schon vorher in sechzehn langen Sitzungen die Gesichter des Angeklagten und der Zeugen. Ja, er grub seine blauen Augen förmlich in ihre braunen Gesichter, um ihnen das Geheimnis von Mund, Augen und Stirn zu lesen. Aber so undurchdringlich wie indische Denkungsweise jedem Europäer, so undurchdringlich waren diese Gesichter.

Er musterte sie immer von neuem und der Reihe nach.

Den Thronfolger des Kali, den Chandra Raja, dann dessen Astrologen, den Venkata Sastri, die Dienerin Poniah, den Koch Jagannadham und den Palastbeamten Rama Rao.

Aber die Gesichter blieben stumm.

Da durchforschte Dick Hall von neuem seine Tat und ihre Vorgeschichte und frug sich zum hundertsten Male, ob er wirklich frivol gehandelt habe und sein Glück und das seiner Braut leichtsinnig auf das Spiel gesetzt? Denn wurden jene nicht des Mordes überführt, so war seines Bleibens nicht länger in Indien. Das war ausgemacht.

Es war eine glühend heiße Julinacht gewesen, so glühend, wie sie nur Indien kennt, nachdem eine erbarmungslose Sonne am Tage mit Millionen Fackeln alle Farben zu Rostbraun gebrannt. Da hatte er sich in den Garten in die Hängematte gelegt und vergebens zu schlafen versucht. Die Hitze war zu groß und der Mondschein fast so blendend und hell wie die Sonne. Einmal glaubte er einzuschlafen, da weckte ihn eine heilige Kuh des Siva, die in den Garten gebrochen war, um sich dort im Schatten der Kakaonußpalme zur Ruhe niederzulegen.

Außerdem lärmten in der Ferne die Stachelschweine, die immer erneut gegen die Mangobäume anrannten, um die Fledermäuse von den Bäumen zu schütteln und zu fressen. Er war ganz in Schweiß gebadet und sah phantastische Gestalten um sich her. Da hörte er eine Stimme. Erst glaubte er, er habe sich getäuscht. Aber er hörte sie von neuem. Und immer wieder die Worte: „Hör' mich! Hör' mich, Sahib! Es ist ein Verbrechen im Gange!"

Schließlich richtete er sich auf und sah nun einen Priester neben sich stehen. Der hatte einen geschorenen Kopf, eine ganz ausgemergelte Figur und war bis auf einen Lendenschurz vollständig nackt.

„Warum kommst du jetzt mitten in der Nacht?"

„Wann soll ich denn kommen, Herr, ohne Argwohn zu erregen?"

„Was ist denn geschehen?"

„Ein Mord ist im Gange."

„Erzähle!"

Der alte Mann setzte sich nun nach Buddas Vorbild mit untergeschlagenen Beinen in das Gras, und zwar so, daß der Mond ihn voll beleuchtete. Hall konnte jede Runzel seines Gesichts, jede Rippe seines mageren Leibes und jede Kugel seiner Kette sehen, die er um den Hals trug.

„Die Sache ist die", sagte er: „Lajvanti Rani, die erste Frau des etwas schwachsinnigen Gadi, hat keine Kinder und wenn das Blumenweib des Gadi, Parbutti Rani, seine zweite Frau, auch keine Kinder hat, so bleibt Chandra Raja der Thronfolger." Er unterbrach sich und frug: „Hat mein Herr verstanden?"

Hall nickte.

Der Priester fuhr fort: „Nun ist aber das Blumenweib guter Hoffnung. Also mußte sie beseitigt werden. Und das geschieht seit drei Monaten mit Gift. Vielleicht ist sie sogar jetzt, da ich spreche, schon tot."

Hall, der bei Abwesenheit seines Vorgesetzten zufällig der Verantwortliche war, überlegte, was hier das Richtige zu tun sei. Die Instruktion lautete: „Vorsicht dem Palast gegenüber", und sein Gefühl befahl ihm zu handeln.

Er durchforschte das Gesicht des Priesters. Sprach der auch die Wahrheit? Und wenn er gelogen und Hall handelte ohne zwingenden Grund?

Schließlich entschied er sich und sagte: „Geh jetzt und wenn das Blumenweib morgen noch lebt, komme um die gleiche Stunde zurück."

Die Verantwortung war zu groß, um gleich zu handeln.

In der nächsten Nacht um die gleiche Stunde kam der Priester zurück und meldete: „Das Blumenweib ist tot Herr!"

Hall war betroffen. Das hatte er nicht erwartet. Es brauchte lange, bis ihn die Erwägung beruhigte, daß sie auch die Nacht vorher nicht mehr zu retten gewesen. Zunächst galten jetzt all seine Gedanken der Sühne dieses Verbrechens, dem Wunsch, dem Gesetz Achtung zu verschaffen.

So frug er denn nach langem Schweigen: „Wann wird die Leiche verbrannt?"

„Morgen nachmittag um vier Uhr. Im Gath."

„Gut", sagte Hall, „du kannst jetzt gehen", dann überlegte er sich seinen Plan bis ins kleinste. Am nächsten Nachmittag, wenn die Leiche zur Verbrennung nach dem Gath überführt wurde, wollte er den Zug, den natürlich Bewaffnete schützen würden, angreifen. Wollte die Leiche vom Wagen nehmen, sie untersuchen lassen und dann mit dem Beweis in Händen die Anklage erheben.

Was er wollte, war kühn und überaus gefahrvoll. Er wagte sein Leben, sein Amt und seine Liebe. Er fühlte aber, er durfte nicht anders handeln, er mußte es wagen.

Am nächsten Nachmittag hielt er zu Pferde vor den berittenen Polizisten und erwartete den Zug, der sich langsam heranwälzte.

Wilde Musik, Blumen, Blumen, Blumen! Bunte Tücher und eine große Menschenmenge. Und in der Luft krächzende Raben. Krieger in silberner Rüstung und Priester mit Blumengirlanden um den Hals. Wilde Musik und bunte Tücher. Und an der Spitze Fackeln. —

Es war ein Wagnis.

Als der Zug noch fünfzig Schritte entfernt war, galoppierte er mit seinen Leuten auf die Inder los, parierte vor den Fackeln, schrie „Halt!" und verlangte die Herausgabe der Leiche, da Mordverdacht vorliege. Als ihm nicht gehorcht wurde, gab er Befehl, den Wagen den Indern zu entreißen und ihn zum Krankenhaus zu bringen.

Die Inder fluchten, gestikulierten und schrien durcheinander. Man drängte und stieß sich. Schließlich kam es zum Kampf. Die Polizisten drehten die Gewehre herum und bald hatten sie den Wagen frei.

„Nun im Galopp zum Krankenhaus!"

Er selber und zwanzig Mann bildeten die Nachhut. Steine flogen um sie herum und einem Polizisten zerschmetterten sie den Schädel. Er selber wurde von einem Stein am Ohr gestreift. Aber schließlich kam er glücklich mit der Leiche in das Krankenhaus.

Die Untersuchung stellte dann einwandfrei Vergiftung durch Arsenik fest.

Soweit war die Schlacht gewonnen, aber er hatte nicht mit der Schlauheit der Inder gerechnet.

Die Angeklagten und sämtliche Zeugen beschworen, daß das Blumenweib selber Arsenik genommen, um schöner auszusehen und niemand konnte ihnen beweisen, daß sie die Unwahrheit sprachen, obgleich es jeder wußte.

Hall sah sich von neuem im Gerichtssaal um, denn plötzlich war der Prozeß dank der Geschicklichkeit des Vorsitzenden an einem Wendepunkt angekommen und der Ausgang auf des Messers Schneide.

Er bat plötzlich die Dienerin Poniah, ihm doch das Arsenikflakon zu zeigen, das das Blumenweib gekauft, und aus dem es Arsenik entnommen. Das Flakon wurde geholt und die Dienerin beschwor, es sei das Fläschchen, das ihre Herrin gebraucht.

Sie und keiner der Angeklagten und Zeugen ahnte den Grund dieser Fragen.

Zwei andere Dienerinnen beschworen das gleiche.

Nun reichte der Vorsitzende das Fläschchen dem anwesenden Gerichtsarzt und frug, was das für Arsenik sei? Dieser untersuchte es und sagte, es sei gelbes.

Hall begriff ebenfalls nichts von dem Vorhaben des Vorsitzenden und glaubte sich schon verloren, da sagte der

Vorsitzende, nachdem er aus den Akten ein Blatt herausgesucht, mit erhobener Stimme: „Nachdem wir festgestellt haben, daß das Blumenweib gelbes Arsenik gekauft, mache ich nunmehr die Mitteilung, daß in ihrem Magen weißes Arsenik gefunden ist."

Nun gestand auch der Koch, um sein Leben zu retten, und denunzierte seinen Herrn und den Astrologen. Der Thronfolger wurde verbannt und der Astrologe zum Tode verurteilt.

Von Hall aber hat man niemals wieder etwas gehört. Am Tage nach dem Prozeß verschwand er spurlos.

Vielleicht wüßten die Krokodile des Rajah zu erzählen, wo er geblieben ist — wenn sie sprechen könnten . . .

Der Kastanienhändler.

Von Martin Feuchtwanger.

Um die schädlichen Einflüsse des kapitalistischen Zeitalters von ihm fernzuhalten, lassen wir unseren Sohn im unklaren darüber, ob man sich für hundert Mark eine Villa kaufen kann, ob ein silberner Löffel mehr wert ist als ein Stückchen Schokolade, ob man mit Hilfe einer Million ein Haus erstehen kann.

Trotzdem kommt der hoffnungsvolle Bengel eines schönen Tages mit der Erklärung nach Hause: „Du, Vater, wenn du Kastanien hättest, viele Kastanien, ein ganzes Zimmer voll Kastanien, dann wärest du ein reicher Mann!"

„Wieso denn?"

„Hansjürgen hat es mir erzählt. Die Tiere im Zoologischen Garten fressen gerne Kastanien. Im Zoologischen Garten kann man die Kastanien verkaufen. Für eine Tüte voll bekommt man zehn Pfennige."

Hansjürgen, Kapitalist, Spekulant, was hast du angestellt! Mein Sohn Peter spricht nur noch von Kastanien. Er träumt von den Kastanien. Wenn ich nach Hause komme, empfängt er mich an der Türe mit der Frage, ob ich Kastanien gefunden hätte; wenn ich fortgehe, ermahnt er mich, auf der Straße Kastanien zu suchen. Er kommt von der Schule zu spät nach Hause, da er die Alleen nach Kastanien durchstreift. Er macht seine Schularbeiten nicht mehr ordentlich, denn er denkt nur an seine Kastanien. Er treibt sich, wenn es dunkel wird, auf den Straßen herum, um in Privatgärten Kastanien zu stehlen.

„Wieder drei Stück," sagte er, und seine Augen leuchten, „und Dinger sage ich dir, Vater so groß!" Er wiegt seine Kastanien in der Küche. Zwanzigmal am Tage. Ein Fünfziggrammstück und ein Zweihundertgrammgewicht hat er bereits verloren. Während des Wiegens sind der Köchin Kastanien in den Kuchenteig gefallen. Die Köchin hat meiner Frau erklärt: „Entweder hört der Junge auf, Kastanien zu wiegen, oder ich gehe." Da er jetzt tagsüber keine Kastanien mehr wiegen darf, wartet er, bis die Köchin im Bett liegt. Dann schleicht er sich im Nachthemd in die Küche, um zu wiegen.

Endlich ist der entsetzliche Moment eingetreten: „Vater, jetzt habe ich sechs Pfund zusammen. Sechs Pfund! Das Pfund zehn Pfennig! Macht sechzig Pfennig. Heute nachmittag gehe ich in den Zoologischen Garten und verkaufe die Kastanien." Meine Frau sieht mich ängstlich an. Der Junge kann doch nicht im Zoologischen Garten Kastanien hausieren gehen. Ich suche ihm den Gedanken auszureden. „Was fällt dir ein, Peter. Kein Mensch will Kastanien. Das hat gar keinen Zweck, du brauchst nicht erst groß hinzugehen. Es kauft dir doch keiner die Kastanien ab!" — „Glaubst du? Du wirst sehen, Vater, ich werde sie verkaufen." Der Junge wird in der Tat in den Zoologischen Garten gehen und seine Kastanien feilbieten. „Wenn meine Freundinnen das sehen, bin ich für das ganze Leben blamiert", sagt meine Frau. Schließlich finde ich einen Ausweg. „Peter", sage ich, „ich kaufe dir deine Kastanien ab. Sechs Pfund für sechzig Pfennige."

Peter ist einverstanden. Er übergibt mir sechs Zigarrenschachteln voll Kastanien und fordert mich auf, sie jeden Tag zu begießen, damit sie nicht trocken werden. Dann stürzt er fort und kauft sich für sechzig Pfennige Schokolade. „Gott sei Dank!" atmet meine Frau auf, „endlich hat die Kastaniensucherei ein Ende. Das war ja entsetzlich."

Am nächsten Morgen klingelt es. „Ein kleiner Junge will Sie sprechen", meldet mir das Mädchen. Ein achtjähriger Knirps erscheint, bepackt mit Zigarrenkisten, und zählt mir acht Schachteln vor. „Acht Pfund", sagt er, „und morgen bringe ich noch mehr." — „Sehr schön! Aber was soll ich damit?" — „Abkaufen", antwortet der Knirps. „Peter sagt doch, Sie kaufen Kastanien. Das Pfund zu zehn Pfennig. Es sind acht Pfund, gut gewogen, und morgen bringe ich noch mehr."

Nach einer halben Stunde kommt ein zweiter Junge und bringt fünf Schachteln, ein vierter neun Schachteln. Im Laufe des Tages erscheinen vierzehn Jungen und alle kündigen mir freudestrahlend an, daß sie in den nächsten Tagen noch mehr bringen werden.

Ich mache meinem Sohn einen Heidenkrach und verheiße ihm eine tüchtige Tracht Prügel für den Fall, daß noch ein einziger Junge zu mir mit Kastanien komme. Peter zieht mit traurigem Gesicht ab.

Am nächsten Tag aber kommt er mit leuchtenden Augen aus der Schule. „Nein, Vater, du brauchst keine Angst zu haben; es wird keiner mehr zu dir kommen. Aber trotzdem wirst du deine Kastanien bekommen. Ich habe sie für dich den Mitschülern abgekauft. Zweiundvierzig Schachteln bekommst du heute. Alle Kastanien meiner Klasse und morgen kommen die Kastanien der Sexta an die Reihe. Vater, du wirst Augen machen, die haben zusammen mehr als hundert Schachteln . . ."

Danke scheen!

In meiner Vaterstadt waren, als ich ein Kind war, selbst die besseren Häuser noch unverschlossen, und die Bewohner konnten dennoch um ihrer Habe und ihres Lebens willen beruhigter sein, als die Mieter der großstädtischen Kasernen mit allem Komfort es heute sind, bei denen der Portier erst nach dem Läuten einer Klingel Einlaß gewährt. Ein solcher existierte nur in den seltensten Fällen. Und Marmortreppenhäuser und mit Teppichen belegte Stufen wären in einem Miethause nicht zu finden gewesen. Die meisten Treppen waren aus ungestrichenem Holz, und jeder Mieter hatte die Verpflichtung, den Treppenteil, der zu seiner Wohnung führte, täglich zu fegen und einmal wöchentlich zu scheuern und mit weißem Sand zu bestreuen. Wenn man es nicht selbst tun wollte, verrichtete eine arme Frau für wenige Pfennige diese Arbeit. In meinem Elterhause besorgte dies ein altes Weiblein, das Mariechen, das wegen seiner Zuverlässigkeit und Freundlichkeit allgemein beliebt war. Verreiste eine der Hausfrauen, so hatte das Mariechen auch die ehrenvolle Aufgabe, falls kein Mädchen in der Wohnung zurückblieb, die Blumen zu gießen und den Ehemann oder einen erwachsenen Sohn zu betreuen, die aus irgend einem Grunde daheim geblieben. Besonders ängstliche Gemüter aber konnten sich zu einer Reise nur entschließen, wenn das Mariechen in der verlassenen Wohnung schlief.

Dieses alte, verhutzelte Weiblein sich als Schutz oder Abschreckungsmittel wider einen räuberischen Einbruch vorzustellen, ist freilich ein belustigender Gedanke. An einem Sonnabend nun hatte das Mariechen schon die unterste Treppe fertig gereinigt, hatte von ihrer Auftraggeberin als Dank außer den üblichen zwei Groschen in der Küche noch ein Frühstück erhalten und hatte gerade die zweite Treppe mit einer Flut von Wasser überschwemmt, als von oben ein Mann herabkommt, der außer einer schweren Last auf dem Rücken noch ein Paket von Riesenformat mit sich schleppt. Beide Packen waren von einem dunklen Tuch umhüllt, wie man dies früher häufig bei Wäsche-Hausierern oder bei den Hausdienern großer Geschäfte sah. „Ach, warten Sie ein bissel", sagte das Mariechen, das mit Inbrunst ihrem Reinigungsgeschäft oblag. Treuherzig erwiderte der schwerbepackte Mann: „Ja, ja, nähmen Se sich ock Zeit. Ich warte schun." Das fleißige Weiblein aber beeilte sich, durch ihren Scheuerlappen die Flut zu dämmen. Als sie die Treppe halbwegs trocken gewischt hatte, wollte sie sich für das geduldige Warten erkenntlich zeigen und erbot sich, dem Manne den schweren Pack, von dem er seinen Rücken ein wenig entlastet hatte, zuzureichen. „Danke scheen!" „Bitte sehr." Das Mariechen ging an den nächsten Treppenabsatz und so immer weiter bis alle Stufen gescheuert und getrocknet waren.

Welcher Schreck aber, als das alte Mütterchen in die Wohnung im dritten Stock kommt, die sie zu betreuen hatte! Da lagen überall Sachen herumgestreut. Kommodenschube waren halb herausgezogen, Schranktüren standen offen. Kein Zweifel: der Mann, dem sie freundlich selbst noch die Last aufgeschnallt hatte, war oben in der Wohnung eingebrochen, indes sie ihr Frühstück aß, und hatte, was ihm begehrenswert war, mitgehen heißen. Das arme Weiblein war tottraurig und unglücklich. Endlich raffte sie sich auf und brachte die unglückselige Nachricht zu den anderen Mietern, die zur Polizei liefen und der Alten Trost zusprachen. Nach einigen Monaten wurden einige der geraubten Sachen von der Kriminalpolizei entdeckt und dem rechtmäßigen Besitzer zugestellt. Das Mariechen aber betreute keine Wohnung mehr, auch wenn man sie königlich zu belohnen versprach. Und ihr Mißtrauen gegen fremde Leute, denen sie im Hause begegnete, ist sie nie mehr los geworden. K. G.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.